

Jürgen Schönnagel

Jesus ist die
einzige Hoffnung
für dich.

Steht sogar in
meiner Stasi-Akte.

Die DDR,
unsere Knast-WG
und ich

Hänssler

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Einige Namen in diesem Buch wurden aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes geändert.

Bildteil, S. 2 »Die Dachbesetzung«: Bundesarchiv, Bild 183-1990-0920-025/ Fotograf: Hubert Link

Bildteil, S. 4: RTL Deutschland gestattet die Verwendung des Materials unter Angabe der Credits/Quellenangabe und Beachtung der unter media.rtl.com genannten AGB:
© RTL / Stefan Gregorowius



© 2025 Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
haenssler.de

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:
Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.
Used by permission.

Weiter wurde verwendet:

Lutherbibel 1912 © Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart (LUT 1912).

Co-Autorin: Karoline Kuhn

Lektorat: Christina Bachmann

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.sonnhueter.com

Titelbild: Passfoto: mit freundlicher Genehmigung des Stasi-Unterlagen-Archiv, Berlin

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Illustrationen: Autorenfoto U4: Falk Weiß Fotografie

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-6292-0

Bestell-Nr. 396.292

Inhalt

Vorwort	7
Einstieg	10
Kindheit und Jugend	13
Politischer Gefangener	53
Das Leben nach dem »Lindenhotel«	74
Das Haftarbeitslager »Schwarze Pumpe«	81
Familiengründung	105
Ich werde Christ	114
Die Suchtgefährdetengruppe	144
Das Netzwerk wächst	186
Der Mauerfall und was danach kam	210
Die Wohngruppe »Suchtfrei leben«	222
Eine zweite WG wird gegründet	268
Epilog	292
Dankbarkeit	296
Nachwort	298
Anmerkungen	302

Vorwort

»Meine Tür steht offen, du kannst dich
entscheiden zwischen Eintreten und Weitergehen.
Nur bleibe nicht in der Tür stehen.«

Nach zwölf Jahren aktiver Tätigkeit als ehrenamtlicher Suchtkrankenhelfer des Blauen Kreuzes in der Justizvollzugsanstalt (JVA) Brandenburg an der Havel konnte ich tatsächlich einen eigenen Raum in Empfang nehmen. Es war ein Haftraum, umgebaut für einen Mitarbeiter des Sozialdienstes der Sozialtherapeutischen Abteilung (SothA) im Hafthaus 3, EG, A-Flügel. Den obigen Spruch habe ich außen an meiner Tür angebracht und ich möchte ihn auch diesem Buch voranstellen.

Als mich vor einiger Zeit Tobias Merckle vom Seehaus e. V. mit der Bitte überraschte, mein Leben zu verschriftlichen, war ich total von der Rolle. Ich! Ein Buch? Ich brauchte eine ganze Weile, bis ich wieder »auf der Rolle« war. Fragen schossen mir durch den Kopf: »Was ist denn an meinem Leben so interessant?« Ich erbat mir Bedenkzeit. Es kam zu einem erneuten Gespräch. In diesem Gespräch fiel zum Schluss ein Satz von Tobias: »Aber nicht, dass du dich darin abarbeitest!«

Damit war für mich klar: »Das Buch mache ich nicht!« Wer in der Suchtkrankenhilfe ehrenamtlich tätig ist, weiß, dass es nicht ohne Konflikte, ohne Missverständnisse, ohne Missgunst und Neid unter den Mitarbeitern abgeht. Zwei Jahre nach meiner Absage rief mich Frau Halbmeyer von der SCM Verlagsgruppe an und bat um ein Treffen. Es wurde ein dreistündiges Gespräch im Babelsberger

Park, mit Blick vom Schloss auf die »Agentenbrücke«. Abschließend nahmen sich beide Parteien vor, ehrlich zu prüfen, dieses Vorhaben zu unserem zu machen ... oder es zu lassen.

Unsere Prüfung fand auf langen Spaziergängen statt. Meine liebe Frau und ich haben sehr damit gerungen, ob wir anderen Menschen Einblicke in unser Leben geben sollten. Unsere Erfahrungen waren teils sehr schmerzhaft durch Angriffe von Menschen, von denen wir es nicht erwartet hatten – wie sollten wir damit umgehen? Weil innerhalb von zwei Jahren aber gleich zweimal eine Anfrage von außen gekommen war, wollten wir auch nicht einfach absagen. Nach Beratungen mit vertrauenswürdigen Menschen und auch in unserer Familie haben wir dann eine Zustimmung zu diesem Vorhaben gefunden.

Also begann ich, meine Lebensgeschichte aufzuschreiben. Eine große Überraschung war für mich, welche Erinnerungen hochkamen. Besonders schwer waren diejenigen an demütigende Vorgänge. Aber noch schwerer waren die Erinnerungen, die mich mit der Nase auf mein Fehlverhalten stupsten. Ja, das Leben ist keine Aneinanderreihung von Heldentaten!

Zum Inhalt des Buches: Ich wurde in einer sehr bewegten Zeit geboren. Als ob das ein Omen gewesen wäre, war auch mein Leben immer sehr bewegt. Deshalb seien mir auch kleine Ausflüge in politische und wirtschaftliche Ereignisse gestattet, die mich begleitet haben.

Als meine Frau und ich uns bereit erklärten, mein Leben aufzuschreiben, hatten wir folgenden Gedanken: Ich bin Zeitzeuge des Lebens in der DDR. Ich bin auch Zeuge wie ein Mensch aus frommer Sozialisation in die Abhängigkeit von Alkohol abdriften kann. Ich bin Zeuge, dass ein Mensch mit der Hilfe Gottes aus dieser Abhängigkeit wieder herauskommen kann. Ich möchte jüngeren Menschen Verständnis für ihre Großväter vermitteln. Ich möchte

Verständnis wecken für die Menschen, die die volle Verachtung der Gesellschaft trifft – die von Suchtmitteln Abhängigen und die Straftäter im Gefängnis. Ich möchte denen Mut machen, die den Ruf Gottes in ihrem Leben gehört haben und ihm folgen und die teilweise großen Druck von der Gesellschaft und auch von den eigenen Leuten aushalten müssen.

Sollte jemand nach dem Lesen zu dem Schluss kommen, dass das, was mir passierte, alles Zufälle waren, dem antworte ich: »Habe ich auch mal gedacht! Aber so viele Zufälle wären dann auch ein Zufall!«

Deshalb! Jesus – die einzige Hoffnung für dich! Für mich ist er meine Zuflucht!

Jürgen Schönning

Einstieg

Neunzehn Männer sitzen im Flur vor den rotbraun gestrichenen Hafräumen auf Stühlen im Kreis. Harte Jungs in Badelatschen oder Turnschuhen, in Jogginghosen oder Anstaltskleidung. Viele muskelbepackt und tätowiert. Sie alle sind genauso verurteilte Straftäter wie der Rest der Insassen hier in der JVA Brandenburg/Havel, aber trotzdem sind sie etwas Besonderes: Sie leben in der Wohngruppe »Suchtfrei leben«, die ich vor fünfundzwanzig Jahren als Angebot des Blauen Kreuzes ins Leben gerufen habe.

Es war ein langer Weg bis dahin, mit vielen Stolpersteinen, Rückschlägen und diplomatischen Verrenkungen. Aber ich habe dafür gekämpft, weil ich durch eigene Erfahrung weiß, was das Saufen mit einem macht. Alkohol ist gerade bei Gewalttätern ein typischer Tatbegleiter, vernebelt das Hirn, macht risikofreudiger und gewaltbereiter, senkt die Hemmschwelle noch mehr. Rund 70 Prozent aller Straftaten werden unter Suchtmittel Einfluss begangen. Und wie es ist, im Knast zu sitzen, das weiß ich auch. Ich habe als junger Mann in der DDR wegen »staatsgefährdender Hetze« und »Republikflucht« insgesamt dreieinhalb Jahre in Haft verbracht. Sicher, man muss nicht alles selbst erfahren haben, um anderen helfen zu können. Aber dass ich im Knast saß und selbst vom Alkohol abhängig war, das gibt mir doch ein anderes »Standing«, wie man auf Neudeutsch so schön sagt.

Seit fast fünfundvierzig Jahren bin ich inzwischen mit Gottes Hilfe alkohol- und nikotinfrei. Seit dreiundvierzig Jahren bin ich Suchtkrankenhelfer, weil ich der Ansicht bin, dass jemand, der zum Bodenpersonal Gottes gehört, sich um andere kümmern muss. Besonders um solche, die es allein nicht auf die Reihe kriegen,

sondern Hilfe brauchen. Die bekommen sie im Knast nicht wirklich. Oder jedenfalls nicht so, dass es nachhaltig was bringt.

Wie der Name schon sagt, haben die Bewohner dieser WG sich verpflichtet, ohne Gewalt und Alkohol zu leben. Freiwillig. Alkohol und Drogen sind theoretisch in der JVA sowieso tabu, aber faktisch kannst du hier drin für Geld alles kriegen. Außer Frauen.

Diese »Knacki-WG« ist einmalig in Deutschland: Die WG-Mitglieder leben getrennt vom normalen Strafvollzug auf einem separaten Flur der JVA zusammen. Die Zellentüren sind tagsüber offen. Die Häftlinge kochen und reden miteinander. Das alles, um sie vorzubereiten auf das Leben »danach«. Es geht um Resozialisierung – darum, dass sie draußen dann hoffentlich sozial verträglicher funktionieren, normale Beziehungen führen und auch mal Stress oder Ärger aushalten können, ohne wegen allem auszurasen oder wieder zur Flasche zu greifen. Dazu gehört auch, dass sie hier in der Gruppe miteinander klarzukommen lernen. Das ist Schwerstarbeit für jemanden, der nie über sich selbst oder sein Fehlverhalten nachgedacht hat. Aber es funktioniert. Noch nie gab es einen Gewaltausbruch. Die Jungs brüllen sich auch mal an, klar. Aber dann diskutieren sie alles aus und kommen zu einer guten Lösung. Alle gehen auch jeden Tag arbeiten, ebenfalls ein wichtiger Teil der Resozialisierung.

Andere Gefangene belächeln die Jungs aus der Gruppe, halten sie für »Weicheier«, die sich von mir zu diesem christlichen Zeug haben bekehren lassen. Sollen sie doch. Ich bin über achtzig Jahre alt, ich muss niemandem mehr was beweisen. Und meine Jungs wissen, was sie an der Wohngruppe haben, dass sie eine wirkliche Chance für sie ist, ihr Leben zu verändern und vielleicht draußen noch mal neu anfangen zu können.

Ich habe keine Statistik über die Rückfallquote der Teilnehmer dieser Gruppe. Aber ich weiß, dass sie extrem gering ist. Und wenn

ich mir das vor Augen halte, dann weiß ich, dass sich alles gelohnt hat. Und dass meine eigene Geschichte damit auch ihren tieferen Sinn bekommen hat.

Aber fangen wir von vorne an ...

Kindheit und Jugend

Mein Vater Walter Schönnagel stammt aus Meisterwalde, einem Dorf bei Danzig. Die Großeltern hatten einen kleinen Hof. Zu wenig zum Leben – zu viel zum Sterben. Mein Vater wurde als einziger Zwilling am 2. Juni 1900 geboren. Er hatte zwölf Geschwister. Sein Zwillingsbruder starb schon sehr früh, 1936, an einer Steinstaublung. Ich habe nur einen meiner Onkel kurz kennengelernt, der in Wismar lebte.

Mein Vater redete nie über seine Vergangenheit, deshalb war lange unklar, warum er, der den bäuerlichen Betrieb so liebte, ins Ruhrgebiet in den Bergbau ging. Meine Mutter erfuhr erst auf dem Sterbebett von ihm, dass er damals ein Mädchen geliebt hatte, das seiner Mutter nicht passte. Sie schlug ihn deswegen und er, vierundzwanzig Jahre alt, wollte sich das nicht bieten lassen und verließ sein Elternhaus. In Hervest-Dorsten, Kreis Recklinghausen, wurde er ansässig und heiratete dort bald. Doch seine Frau verstarb bei der Geburt des ersten Kindes, das auch nicht überlebte.

Die Eltern meiner Mutter, Gottlieb und Maria Galonska, kamen aus den Masuren in Ostpreußen. Ihre Tochter Hildegard, meine Mutter, wurde am 7. Februar 1913 noch in der alten Heimat, in Quicka, geboren. Wenig später wanderte Gottlieb Galonska dann mit seiner Familie ins Ruhrgebiet aus. Er fand Arbeit auf der Zeche »Fürst Leopold«.

Die Galonskas hatten insgesamt fünf Kinder. Vier davon Mädchen – Hildegard, Traudel, Helene und Irmgard. Vaters Liebling

mitzuverdienen. Sie war also früh aus dem Haus und dadurch sehr selbstständig. Es war wohl eine sehr unspektakuläre Eheschließung. Meine Mutter sagte immer, sie hätte an ihrem Hochzeitstag nachmittags große Wäsche gehabt. Das war im Jahr 1931.

Mein Bruder Werner wurde im Juli 1932 geboren. Er war auch der älteste Enkel meiner Großeltern mütterlicherseits. Und im Juli 1935 kam meine Schwester Edeltraut zur Welt.

Mein Vater war in der Ehe der Ruhigere und meine Mutter vermittelte immer den Eindruck, »die Hosen anzuhaben«. Ihre Sorge galt ihrer Familie und dem Wunsch, es aus der Armut ins bürgerliche Leben zu schaffen.

Wie so viele musste auch mein Vater in den Krieg ziehen. Ich wurde gezeugt, als mein Vater und meine Mutter sich ein letztes Mal vor dem Abmarsch an die Westfront im Januar 1944 in Wilhelmshaven trafen. Im August desselben Jahres siedelte meine Mutter mit den zwei Kindern und mir im Bauch nach Rathenow um, einer Kleinstadt im Westhavelland. Dort lebte eine Schwester von Großmutter Maria, geborene Littwin, die ein Haus in der Großen Burgstraße hatte und bei der die kleine Familie unterkommen konnte. Noch im gleichen Monat erhielt meine Mutter von der Wehrmacht die Meldung, dass mein Vater als vermisst gelte.



Am 16. Oktober 1944 morgens um 4.15 Uhr erblickte ich das elektrische Licht der Welt. Genaueres kann ich dazu nicht sagen, weil – obwohl präsent – meine Erinnerung doch sehr zu wünschen übrig lässt. Losung und Lehrtext des Tages waren:

Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus den
Heilsbrunnen. (Jesaja 12,3; LUT 1912)

Jesus rief und sprach: »Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke.« (Johannes 7,37; LUT 1912)

Meine Mutter war wie gesagt eine gläubige Frau und getaufte Baptistin. Sie erzählte mir: »Du warst wohl ein halbes Jahr alt, als du sehr krank wurdest. Du hattest die weiße Ruhr, eine schreckliche Durchfallerkrankung. Du wolltest nichts mehr zu dir nehmen und wurdest vor meinen Augen immer weniger. Die Ärztin, zu der ich dich brachte, meinte nur, dass sie keine Toten lebendig machen könne. Eine ganze Woche betete ich für dich, doch es ging dir immer schlechter. Als ich dich schließlich ohne viel Hoffnung ins Krankenhaus brachte, war da eine resolute Schwester, die sagte: ›Was, der will nicht essen?‹ Sie packte dich und fütterte dich. Und du behieltest es bei dir. Da wusste ich, dass Gott mit dir etwas Besonderes vorhat.«

Schon damals war unsere Familie in geistlicher Hinsicht recht verworren unterwegs. Meine Großtante pflegte einen spiritistischen Zirkel in ihrem Haus. Obwohl meine Mutter Christin war, ließ sie das offenbar zu. Auch die Taufe, die ich am 6. Dezember in der St.-Marien-Andreas-Kirche zu Rathenow erhielt, geschah auf den drängenden Wunsch der Tante hin. Die Baptisten, zu denen meine Mutter gehörte, taufte nur erwachsene Menschen, die sich bewusst für diesen Glaubensschritt entscheiden konnten. Warum meine Mutter also mitmachte und wie ihr Verhältnis zu der Tante aussah, vermag ich nicht zu sagen.